



SINA
BEERWALD

..... DAS
Mädchen
UND DER
Leibarzt
Weltbild

Hebamme, Heilerin, Vertraute: Wie weit kann sie gehen, um andere zu retten?

Quedlinburg im 18. Jahrhundert. Die Hebamme Helena sieht den Schwarzen Blatterntod um sich greifen. Angesichts des Leids schwört sich die wissbegierige junge Frau, ein Gegenmittel zu finden. Am Kloster darf sie auf Geheiß der Fürstäbtissin beim Stiftsarzt in die Lehre gehen. Dieser wehrt sich gegen eine Frau als Medicus. Als Helena fast am Ziel ist, muss sie nicht nur das Leben ihrer großen Liebe aufs Spiel setzen, sondern auch ihr eigenes.

Sina Beerwald

Das Mädchen und der Leibarzt

Historischer Roman

Weltbild

Die Autorin

Sina Beerwald, 1977 in Stuttgart geboren, studierte Wissenschaftliches Bibliothekswesen. Nach ihren erfolgreichen Romanen Die Goldschmiedin, Die Herrin der Zeit und Das blutrote Parfüm liegt mit Das Mädchen und der Leibarzt nun ihr vierter historischer Roman vor.

Weitere Informationen zur Autorin auf www.sina-beerwald.de

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Sina Beerwald

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Die deutsche Erstausgabe ist 2011 im Heyne Verlag erschienen.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teisin

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-360-1

PROLOG

Die Nebelschwaden des frühen Morgens verzogen sich und gaben den Blick auf eine kleine Stadt frei, in der eine junge Frau vor dem offenen Herdfeuer im Haus der Großmutter saß und das samtbezogene Notizbuch in ihren Händen betrachtete. Die Gerstensuppe war längst verkocht, während sie sorgfältig Seite um Seite herausriss und den Flammen übergab. Langsam und bedächtig, mit einem Lächeln der Verzweiflung.

Die Luft war rußgeschwängert und machte Helena das Atmen schwer. Neben ihr stapelten sich schmutzige Tonschüsseln, Suppenhafen und ein Kupferkessel, der eigentlich mit Essig und Sand gereinigt werden mußte. Außerdem wartete noch ein Berg mit Kleidern und Schürzen darauf, gewaschen zu werden. Doch wozu war das noch wichtig? Mit einem Schlag war alles nebensächlich und sinnlos geworden. Sie hatte einen geliebten Menschen verloren, dessen Leben vielleicht zu retten gewesen wäre – hätte sie noch mehr über die vermaledeite Seuche gewusst.

Helena klappte das Buch zu und strich über den abgegriffenen roten Samt. Es war das Wertvollste, was sie noch besaß. Es enthielt eine Widmung der Großmutter, und die anfangs leeren Seiten hatten sich nach und nach mit niedergeschriebenen Gedanken und Beobachtungen gefüllt.

Oftmals saß sie in diesen Zeiten der Schwarzen Blattern abends in ihrer kleinen Kammer und vertraute ihrem Buch die Geschichten von Menschen an, die ihre gesamte Familie durch die Seuche verloren hatten. Manchmal jedoch war die Grausamkeit des Schicksals nicht auszuhalten. Dann blieb das Papier die Nacht über unberührt, und erst im Morgengrauen notierte sie einzig die Namen der Verstorbenen und Hinterbliebenen, weil ihr für mehr die Worte fehlten.

Sie schrieb, während die Flamme an einer Wachskerze nagte, die sie sich eigentlich nicht leisten konnte. Vielleicht hielt sie die Geschichten fest, weil auch sie einsam war. Vielleicht, weil sie wie viele andere ihre Eltern durch die Blattern verloren hatte. Vielleicht aber auch, weil sie zu den Menschen gehörte, denen die Seuche merkwürdigerweise nichts anhaben konnte.

Helena riss eine weitere Seite aus dem Buch, warf sie ins Feuer und beobachtete, wie das Papier sich zusammenkräuselte und zu Asche zerfiel. Bei den nächsten Seiten hielt sie inne und überflog noch einmal die sauber geschriebenen Worte. Unzählige Worte als Versuch, den Zusammenhängen auf die Spur zu kommen. Namen und Geschichten von Menschen, die aus unerklärlichen Gründen nicht an der Seuche erkrankt waren.

Auf einer Seite hatte sie die wenigen Namen derer notiert, die bereits als Kinder an einer milden Form der Blattern erkrankt waren und durch Gottes Gnade überlebt hatten; demzufolge waren sie vor der nunmehr grassierenden Seuche gefeit. Auf einer anderen Seite war eine Handvoll reicher Bürger aufgelistet, die es sich hatten leisten können, beim Bader eine milde Form zu kaufen, um ebenfalls geschützt zu sein.

Dann gab es noch achtzehn Namen aus drei Familien, zudem der ihrer Großmutter, ihr eigener und der ihres Verlobten – Friedemar Roth. Davor und dahinter prangten dicke Fragezeichen. Warum widerstand ihr Körper der Krankheit?

Helena hielt das Blatt über das Feuer, und die Flammen züngelten gierig danach. Das

Papier verfärbte sich, bekam gelbe, braune und schwarze Ringe, bevor es sich langsam entzündete. Sie sah zu, wie ihre Schrift, ihre Worte nach und nach zerfielen, und hegte dabei die Hoffnung, damit auch ihre Erinnerung an die vergangenen Wochen zu zerstören, in denen sie zu wissen geglaubt hatte, warum weder ihre Großmutter noch ihr Verlobter noch sie selbst von der Seuche befallen wurden. Die Zusammenhänge waren so einfach wie einleuchtend gewesen. Helena hatte sich am Ziel geglaubt, sie dachte, sie hätte ein Mittel gegen die tödlichen Schwarzen Blattern entdeckt.

Jetzt wurden auch diese Seiten ein Fraß des Feuers. Eine nach der anderen, bis nur noch ein Blatt übrig war. Unerbittlich fielen ihr die letzten beiden Namen ins Auge, die sie darauf notiert hatte. Friedemar und Helena. In großen dunklen Lettern standen sie da, zum zweiten Mal in diesem Buch. Wieder hatten sie beide die Seuche überlebt, doch die Großmutter lag aufgebahrt in der Stube, von Blattern übersät.

Helena fröstelte, obwohl es in der Küche nicht besonders kalt war. Wärme suchend streckte sie ihre Hände aus, während ihr eine Träne über die Wange rollte.

Wie hatte sie nur dem Irrglauben verfallen können, dass es ein Mittel gegen die Blattern gab? Dass der Körper ihrer Großmutter es in sich trug? Sie könnte noch leben ...

KAPITEL 1

Es klopfte. Helena machte sich nicht die Mühe aufzustehen. Wenn es Friedemar war, dann würde er sich auch ungebeten Zutritt verschaffen. Ihr Verlobter hatte nicht die Angewohnheit zu bitten – ihm wurde gegeben.

»Gott zum Gruße, Helenchen.«

Sie drehte sich nicht um, sondern sah angestrengt auf ihre Schürze hinunter.

»Wohlan, hast du gedacht, noch vor mir ein Mittel gegen die Blattern gefunden zu haben, um damit den großen Reichtum einzuheimsen? Dabei habe ich dir schon immer gesagt, dass ein Weib nicht denken soll. Schau dir die Küche an! Haben hier neuerdings die Säue ihren Stall?«

»Warum bist du nur so widerlich geworden? Ich habe dir nichts getan! Lass mich in Ruhe!«

»Dich in Ruhe lassen? Liebst du mich nicht mehr?«

Helena starrte wütend in das Herdfeuer. »Was soll ich denn denken, wenn du mich seit unserer Verlobung so herablassend behandelst?«

»Helena, verzeih. Du weißt, dass ich dich liebe.«

»Daran habe ich geglaubt, aber nur bis wir einander versprochen wurden.« Sie beobachtete, wie die Flammen um den letzten Fetzen Papier kämpften. »Seit wir Kinder waren, habe ich dich gemocht. Vielleicht noch mehr, seit wir beide unsere Eltern an die Blattern verloren haben, aber vor allem habe ich dich bewundert, weil dein Leben danach so anders verlief als meines ... Oft habe ich dich heimlich beobachtet. Auf dem Feld, im Hof nebenan und bei den Patienten deines Ziehvaters. Wie du ihm schon früh zur Hand gehen konntest und er viel Freude an dir hatte, während ich mich damit zufriedengeben musste, im Haus meiner Großmutter zu wirtschaften.«

»Ja, natürlich«, höhnte Friedemar. »Bis heute darf ich die Drecksarbeit für ihn erledigen, dazu bin ich gut genug.«

»Trotzdem war ich neidisch, dass er dir als wohlhabender Medicus jeden Wunsch erfüllen konnte. Ich habe davon geträumt, dieses Leben eines Tages mit dir teilen zu dürfen. Dieser Versuchung wäre ich beinahe erlegen, wenn du nicht dein wahres Gesicht gezeigt hättest. Seit ich dir von dem Mittel gegen die Blattern erzählt habe, bist du wie ausgewechselt.«

»Wie kommst du darauf, mein Helenchen? Schließlich war ich es, der meinen Ziehvater dazu überredet hat, dich ein wenig in die Geheimnisse der Medizin einzuweihen. Und was ist mit dem Geld, das ich dir im Winter gegeben habe, damit du dich in anderen Dörfern nach diesen Geschichten umhören konntest? Also gib zu, dass dein Erfolg auch mein Verdienst ist.«

»Nein, das tue ich nicht. Und es gibt auch keinen Erfolg zu verzeichnen. Wir tragen kein Mittel gegen die Blattern in uns. Ich habe mich geirrt. Meine Großmutter ist tot, verstehst du?«

»Nun, irgendwann musste auch dieses alte Weib sterben.«

»Wie kannst du nur so herzlos sein! Friedemar, sie ist von den Blattern dahingerafft worden! Und das, obwohl sie nach meiner Theorie nie daran hätte erkranken dürfen.

Offenbar gibt es doch keinen Schutz vor der Seuche! Es ist allein Gottes Wille, der die Menschen krank macht oder sie gesund erhält.«

»Unsinn. Es muss einen anderen Zusammenhang geben ... Du hast bestimmt irgendetwas übersehen. Wir müssen die Fälle noch einmal durchgehen und miteinander vergleichen. Und nächste Woche nach unserer Hochzeit wirst du in dein neues Reich ziehen. Sei doch froh, wenn du diese Hütte hier verlassen kannst! Deine Großmutter hat es in ihrem ganzen Leben zu nichts weiter gebracht als zu drei Schweinen, zwei Klappergäulen und ein paar Kühen, die ständig kränkeln anstatt Milch zu geben. Willst du denn enden wie dieses alte Weib? Bald bist du die Herrin in einem stattlichen Haus, kannst du dir das überhaupt vorstellen?«

Helena schüttelte langsam den Kopf. Nein, das konnte sie nicht. Ihr wurde heiß und kalt bei dem Gedanken an die Hochzeit, die sie in den letzten Tagen so gut verdrängt hatte.

»Vielleicht sollten wir ...«, hob sie an, »die Hochzeit ... verschieben? Ich meine, jetzt durch den Tod meiner Großmutter ... Sie ist ja noch nicht einmal beerdigt.«

»Natürlich hast du keine Vorstellung von deinem zukünftigen Leben«, sprach Friedemar ohne Rücksicht auf ihren Einwand weiter. »Du wirst dich um die Hauswirtschaft und meine zukünftigen Erben kümmern, während ich meinen Pflichten nachkommen werde. Dazu gehört auch, dass ich ein Gegenmittel finden werde und niemand anderer, schon gar nicht du! Denn in meinem Haus herrschen andere Sitten!«

Zunächst ließ sich Helena von ihrer aufsteigenden Verzweiflung lähmen, doch dann gewann die schiere Fassungslosigkeit die Oberhand. Sie fuhr herum und funkelte ihren Zukünftigen an, dessen Gestalt sich durch seinen dunkelgrünen Umhang kaum von der rußgeschwärzten Wand abhob. Sein kantiges Gesicht war zur Hälfte unter einem Dreispitz verborgen, der einen gespenstischen Schatten über seine Augen legte. Aus tiefen Höhlen sahen sie ihr entgegen, undurchsichtig wie die eines Verbrechers.

»Wenn du glaubst«, stieß sie hervor, »wenn du glaubst, mich halten zu können, mich am Herd festzubinden, dann irrst du dich gewaltig. Du müsstest mich schon einsperren!«

»Aber Helenchen! Was redest du denn da? Ich würde dich niemals zu etwas zwingen. Du bist im Moment etwas verwirrt, der Tod deiner Großmutter hat dir offensichtlich sehr zugesetzt. Ich brauche dich! Ich möchte, dass du bei mir bist und meine Frau wirst. Helena, bitte.«

Erstaunt betrachtete sie den Mann, den sie einmal sehr gemocht hatte. »Du bittest mich?« Es war, als hätten seine Worte die kümmerliche Liebesglut in ihr neu entfacht.

»Ja, ich bitte dich. Ich bitte dich, bei mir zu sein und meine Frau zu werden. Mir nächste Woche in der Kirche das Jawort zu geben. Helena, hörst du mir zu?«

»Ich ... Glaubst du, wir werden wirklich glücklich miteinander? In letzter Zeit denke ich, wir sind doch zu verschieden. Dir gehen Ruhm und Reichtum über alles und du würdest deinem Ziehvater gerne das Wasser abgraben. Du tust alles nur des Ruhmes und des Geldes wegen. Ich hingegen habe nach einem Heilmittel gegen die Seuche gesucht, weil ich den Menschen helfen wollte.«

»Dagegen sage ich auch nichts, ganz im Gegenteil. Das ist doch sehr lobenswert.«

»Aber ich würde gerne ...«, setzte Helena zur Verdeutlichung an und fasste ihren

ganzen Mut zusammen, »in eine medizinische Lehre gehen, ich möchte lernen, Krankheiten zu besiegen, und vielleicht eines Tages Arbeit als ...« Weiter kam sie nicht. Friedemar brach in hämisches Gelächter aus. »Ach, Helenchen, du bist schon ein törichtes Weib. Glaubst du, wenn du dich für die siechende Menschheit aufopferst, wirst du den frühen Tod deiner Eltern besser verkraften? Indem du nach dem Beruf eines Mannes trachtest, werden sie auch nicht wieder lebendig.« Er lachte abermals auf. »Doktor Helenchen! Du weißt doch, wie das ein paar Dörfer weiter bei dieser Dorothea Erxleben endete. In Schimpf und Schande!«

»Ach, das weißt du so genau? Sie starb vor vierzig Jahren als angesehene Quedlinburger Bürgerin!«

»Eine Pfuscherin war sie, nichts weiter!«

»Bläst du auch in dieses Horn? Haltlose Vorwürfe wie dieser waren der Grund, warum sie für ihr Studium kämpfte. Sie wurde mit königlichem Privileg an der Universität zugelassen und hat als erste deutsche Frau in der Medizin promoviert. Sie hat es allen gezeigt! Und ganz nebenbei hat sie für den Haushalt gesorgt, acht Kinder großgezogen und eine gute Ehe geführt. Dorothea Erxleben hat gezeigt, dass so etwas möglich ist. Und das werde ich auch können!«

»Übermut ist ein schlechter Gefährte«, beschied ihr Friedemar. »Wenn du glücklich werden willst, so lerne mir, deinem zukünftigen Ehemann, zu dienen. Das ist mein guter Rat an dich.«

Sie starrte auf die Küchenwand aus dicken, verrußten Steinen und sah vor ihrem inneren Auge das von der Krankheit entstellte Gesicht der Großmutter vor sich; als ob sich ein Schwarm dicker, kleiner Käfer auf ihr niedergelassen hätte. Kein Stück Haut war verschont geblieben, weder Lippen noch Augenlider. Die vertrauten Gesichtszüge waren verzerrt, es war, als ob ihr der Teufel eine Fratze schnitt. »Gegen die Blattern kann ich nichts tun, aber ich will in Zukunft Leben retten, wo es in meiner Macht steht«, flüsterte Helena.

»Ein weiblicher Medicus«, stöhnte Friedemar, »der als Frau ein eigenständiges Leben führen will. Der Herrgott möge dich vor diesem Wahnsinn beschützen. Komm, Helenchen, wende dich treu an meine Seite und übergib mir dein Notizbuch, du bist doch ein vernünftiges Mädchen.«

»Das Buch existiert nicht mehr«, gab Helena tonlos von sich und zeigte auf die Flammen.

»Wie bitte?« Er stürzte ans Herdfeuer und stocherte mit dem Schürhaken in der Glut, ungläubig und wie besessen. Immer und immer wieder stach er in das knisternde Feuer, bis er plötzlich innehielt. Gedankenverloren betrachtete er einen Moment lang die Eisenstange. Dann drehte er sich langsam zu ihr um.

»Ohne das Buch bist du für mich noch wertvoller geworden, Helenchen. Jetzt wirst du mich heiraten müssen.« Er kam langsam auf sie zu. »Dein Wissen ist nun deine Mitgift.«

Sie erhob sich mit zitternden Knien, darauf bedacht, keine falsche Bewegung zu machen. Sie stand nun direkt vor ihm und sah ihm fest in die Augen. »Ich möchte nur noch einmal die Großmutter sehen.«

Friedemar verzog den Mund. »Gib dir keine Mühe. Du bist jetzt mein Kapital, und

darauf weiß ich gut aufzup...«

Mit zwei schnellen Schritten gelangte Helena zur Tür. Sie stürzte hinaus in die Stube, in der ihre Großmutter aufgebahrt lag. Es reichte nur für einen flüchtigen Blick des Abschieds, sie durfte nicht anhalten. Dann rannte sie aus dem Haus, hinüber zur Koppel. Friedemars Gebrüll verfolgte sie.

»Du wirst mir nicht entkommen! Niemals!«

Helena spürte ihn dicht auf den Fersen, doch um sie herum war nichts weiter als der stille, nebelumkränzte Herbstwald des beginnenden Tages.

Das Pferd merkte nichts von ihrer Angst. Es schien sich auf einen Ausflug in den Wald zu freuen und dankbar für die Abwechslung. Der Schimmel machte sich ein Spiel daraus, die Nüstern auf den Boden zu senken und durch kräftiges Schnauben die bunten Blätter aufzuwühlen. Ihrem Pferd hatte der überstürzte Aufbruch nichts ausgemacht. Es war daran gewöhnt, dass sie mit der Trense in der Hand angelaufen kam – schließlich hatte sie es als Hebamme oft genug eilig. Meist wurde sie erst in letzter Minute gerufen, wenn die Frau bereits in schweren Geburtsnöten lag, weil man sich das Geld für eine Hebamme nicht leisten konnte. Darum trug sie stets lange Beinkleider unter dem Rock, damit der Anstand beim Reiten gewahrt blieb.

Doch heute war trotz der Eile das Ziel ungewiss. Ihre Gedanken kannten nur eine Richtung: fort, fort von Friedemar. Seine Worte hallten ihr durch den Kopf, und sie wusste, wie ernst er es meinte. Du wirst mir nicht entkommen! Niemals! Immerzu schaute sie sich um, im Glauben, ihn gehört zu haben. Ihr Pferd fand mit sicherem Tritt den Weg entlang des Harzes. Über kleine Waldbäche, vorbei an morschen Baumstümpfen und bergab über rutschiges Laub.

Durch das gleichmäßige Schaukeln wurde Helena allmählich ruhiger. Ihr Blick richtete sich nun stetig nach vorn, denn so langsam wurde es Zeit, ihrem Weg eine sinnvolle Richtung zu geben. Dort über die Lichtung, wo die ersten Sonnenstrahlen im Nebel glitzerten, dann weiter an dem kleinen Bach entlang oder hinaus aus dem Wald? Niemand hielt sie auf. Niemand machte ihr Vorschriften. Es war allein ihre Entscheidung, und im Grunde genommen war diese schon längst gefallen. Wie oft hatte sie von der großen Stadt geträumt! Jetzt war die Gelegenheit gekommen.

Helena wendete ihr Pferd nach Südwesten, um auf den Leipziger Handelsweg zu treffen und irgendwann nach Halle an der Saale zu gelangen. Bilder der altehrwürdigen, lebendigen Universitätsstadt erschienen ihr vor Augen. Das geschäftige Treiben der fahrenden Händler, reiche und weltgewandte Professorengattinnen, und die Studenten, die sich zwischen den Vorlesungen im warmen Gras am Flussufer ausruhten. Diesen Burschen war Tür und Tor zum Studium geöffnet, unabhängig davon, ob sie einen wachen Geist besaßen. Helena dachte zurück an den Streit mit Friedemar. Hatte sie sich vielleicht zu viel damit vorgenommen, alleine auf ihren Beinen stehen zu wollen? Hätte die Familie Erxleben nicht den König als Fürsprecher gewonnen, wäre Dorothea niemals an der Universität zugelassen worden. Und trotz dieser bedeutenden Erlaubnis in der Tasche

zögerte sie noch über Jahre, Ehemann und Kinder zu verlassen, und blieb in Quedlinburg, wo sie nach dem Tod ihres Vaters die Behandlung seiner Patienten übernahm, wie sie es all die Jahre an seiner Seite erlernt hatte. Als jedoch eine kranke Frau unter Dorotheas Händen starb, gab es unter den männlichen Bewohnern kein Halten mehr an Flüchen und Verwünschungen. Dorotheas Antwort darauf war, Quedlinburg zu verlassen und an die Universität zu gehen. Und genau dort wollte Helena auch hin.

Sie ließ die Zügel lang und lehnte sich ein wenig zurück. Ihr Körper wurde sanft hin- und hergewiegt, während sie in den strahlend blauen Morgenhimmel schaute.

Seit Jahren schon träumte sie davon, die medizinischen Vorlesungen zu besuchen, um mehr über die geheimen und faszinierenden Vorgänge im menschlichen Körper zu erfahren. Auslöser dafür war ein Buch gewesen, das ihr die Großmutter weitergegeben hatte, kurz bevor sie von der Seuche dahingerafft worden war: Akademische Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsicheren Heilung der Krankheiten. So der Titel von Dorothea Erxlebens Dissertation, für die sie sogar eine Auszeichnung erhalten hatte. Im Vorwort hatte sie ihre Hoffnung zum Ausdruck gebracht, eine Vielzahl von Frauenzimmern als Leserschaft zu gewinnen, darum hatte sie ihre Arbeit in nur einem Jahr vom Lateinischen ins Deutsche übertragen und für alle medizinischen Fachbegriffe eine allgemein verständliche Wortwahl gesucht. Die Seiten hatten Helena sofort in ihren Bann gezogen und den Ehrgeiz entfacht, all die Dinge über verschiedene Mittel zu verstehen, die den Urin, den Schweiß, den Auswurf, die monatliche Reinigung oder den Schlaf befördern.

Bald nutzte Helena jeden freien Augenblick, um in diesem Buch zu lesen. Mit der Akademischen Abhandlung in der Hand löffelte sie ihre Morgensuppe, ohne einen Blick auf den Teller zu verschwenden.

Irgendwann hatte sich die Großmutter verpflichtet gesehen, ihre Enkelin in die Wirklichkeit zurückzuholen und ihr klarzumachen, dass keine Weibsbilder an einer Universität geduldet wurden. Bereits ihrer Tochter hatte sie den Kopf zurechtrücken müssen, und auch Helena hatte sich ganz nach dem Vorbild ihrer viel zu früh verstorbenen Mutter in ihre frauliche Rolle gefügt. Sie tat es ohne zu murren, kam zuverlässig ihren Aufgaben nach und versuchte, als die Eltern nicht mehr lebten, sich und ihrer Großmutter ein angenehmes Heim zu schaffen.

Aber die Zufriedenheit blieb aus. Helena kämpfte darum, einen Beruf ergreifen zu dürfen. Und sie erreichte ihr Ziel: Als Hebamme fand sie ihre Erfüllung. Die Arbeit machte sie glücklich, verschaffte ihr Bestätigung und letztlich auch ein bisschen Geld. Trotzdem fand ihre Seele keinen Frieden. Nach ein paar Lektionen bei Friedemars Ziehvater gipfelte ihre Unrast schließlich in dem Glauben, alleine und mit ihrem geringen Wissen etwas gegen die Blattern ausrichten zu können. Doch sie war eines Besseren belehrt worden.

Helena musste von vorne anfangen, sie musste jeden, wirklich jeden Vorgang im menschlichen Körper verstehen lernen, und dazu musste sie Vorlesungen an der Universität hören.

Plötzlich machte ihr Schimmel einen Satz zur Seite, Helena griff scharf nach den Zügeln und drückte die Beine eng an seinen Leib. Sie spürte die angespannten Muskeln, den starken Hals, die bebenden Flanken.

Tatsächlich raschelte es ganz in der Nähe in einem Fuchsbau. Einigermaßen erleichtert klopfte sie ihrem Pferd den Hals. Wenn der Fuchs nicht vom Wahnsinn getrieben war, stellte er keine Gefahr für sie dar. Doch da hörte sie das Geräusch wieder, und neben einem der Höhleneingänge tauchte unversehens ein abgehärmt aussehender junger Mann auf. Helena erschrak. Er trug eine zerschlossene Uniform, in seinen langen Haaren hatte sich Laub verfangen, und ein struppiger Bart umwucherte sein schmales Gesicht.

Als er auf sie zukam, umklammerte Helena die Zügel. Doch er formte nur schüchtern seine Hände zu einer leeren Schale und streckte sie ihr langsam entgegen. Hunger und Not sprachen aus seinen fiebrig glänzenden Augen. Ein Deserteur.

Befangen betrachtete Helena sein Gesicht; der Vagabund war nur wenig älter als sie selbst. Seine unsicheren Gesten verrieten ihr, dass er dieses Dasein noch nicht allzu lange führte.

Mitleidig griff sie nach ihrer Satteltasche. Doch im gleichen Augenblick wurde ihr siedend heiß bewusst, dass sie selbst nichts bei sich hatte. Kein Brot, kein Geld – nur die Kleider, die sie am Leib trug. Verzweifelt suchte sie ihre Rocktaschen ab, wie jemand, dem soeben angesichts des wartenden Warenhändlers auffiel, dass die Geldbörse zu Hause lag. Sie zeigte ihm ihre leeren Hände und machte eine bedauernde Geste. Der Vagabund lächelte mitfühlend. Bevor er zwischen den Bäumen verschwand, winkte er ihr zum Abschied, wie einem alten Weggefährten.

Langsam ritt Helena weiter. Wo könnte sie etwas zu essen herbekommen? Würde sie im Wald etwas Nahrhaftes finden? Pilze vielleicht? In Gedanken versunken langte Helena an einem kleinen Waldsee an. Ihr Pferd blieb stehen und senkte gierig sein Maul ins Wasser. Helena ließ sich heruntergleiten und hockte sich im Schneidersitz auf den sandigen Boden.

Auf der Wasseroberfläche trieben ein paar golden verfärbte Herbstblätter. Wäre es noch Sommer gewesen, hätte sie jetzt bestimmt ein Bad genossen. Ob es in dem Teich Fische gab? Doch womit sollte sie sich eine Angel herstellen?

Das Pferd wandte den Kopf zu ihr, und Helena streichelte sein weiches Maul, von dem noch ein paar kühle Wassertropfen abperlten. Auch sie verspürte Durst, doch als sie mit den Händen von dem kühlen Nass schöpfte, sah sie, dass es trüb war und voller Algen. Sie ließ das Wasser durch die Finger rinnen.

Helena verharrte und betrachtete nachdenklich ihr Spiegelbild. Eine junge Frau mit einer kindlichen Stupsnase sah ihr entgegen, kühn und voller Tatendrang, das rundliche Gesicht gerahmt von ein paar zerzausten, blond gelockten Strähnen und die Hände wie die des Vagabunden zu einer leeren Schale geformt.

»Lass das«, tadelte sie ihr Pferd und schob seinen Kopf von ihrer Schürze weg, unter der es wohl etwas Essbares vermutete. »Tut mir leid, Dicker. Aber wir haben nichts.«

Enttäuscht wandte sich das Pferd ab und begann ein paar Halme zu zupfen. Helena griff nach den Zügeln und saß auf. »Komm, wir werden gleich ins nächste Dorf reiten und um etwas zu essen bitten.« Wenn man uns nicht als Bettler verjagt, setzte sie im Stillen hinzu und prüfte den Zustand ihrer Kleidung. Das einfache, dunkle Leinenkleid war ohne Löcher und die etwas hellere Schürze hatte zwar ein paar Flecken, aber wenigstens brachte sie ihre schlanke Taille schön zur Geltung. Vielleicht würde das etwas helfen.

Helena erschrak über ihre eigenen Gedanken. Aber sie bräuchte nicht nur Brot und Äpfel für sich und ihr Pferd, es fehlte auch an barer Münze, um die Landesgrenzen zwischen Goslar und Halle zu passieren. Vier oder fünf mochten es sein, obwohl ihre Reise kaum länger als eineinhalb Tage zu Pferd dauern würde. Das Land war durch die vielen Kurfürstentümer, Herzogtümer und Bistümer zu einem einzigen Flickenteppich geworden. Die Karte sah schlimmer aus als die Kleidung eines Bettlers, und an jeder Nahtstelle musste Wegegeld entrichtet werden. Geld, das sie sich nicht mit ihrem Körper erkaufen wollte und dennoch brauchte.

Wenn sie genau darüber nachdachte, war es zudem ziemlich riskant nach Halle zu reiten. Friedemar kannte ihre Sehnsüchte, und wenn er eins und eins zusammenzählte ...

Helena beobachtete die aufziehenden Wolken, die sich vor die Sonne schoben. Es wurde kühl, und sie schlang fröstelnd ihre Arme um den Körper. Wie spät es jetzt wohl sein mochte? Sie trieb ihr Pferd zu mehr Eile an.

Seit ihrer Flucht hatte sie jegliches Zeitgefühl verloren. Der Gedanke an den überstürzten Aufbruch traf sie mit voller Wucht. Der letzte Blick auf die Großmutter hatte sich tief in ihre Erinnerung eingegraben. Was jetzt wohl mit ihr geschah? Ob sich Friedemar um die Beerdigung kümmerte? Bilder eines vergessenen Leichnams drängten sich ihr auf, ihre Großmutter, die im Bett verweste, umgeben von Schmeißfliegen und von Maden befallen. Aber sollte sie deshalb zurück in Friedemars Arme?

Helena war nicht weit geritten, als sie die Zügel anzog und horchte. Schreie hallten durch den Wald.

»Hilfe, zu Hilfe! Hört mich denn niemand? Zu Hilfe!«

Helena versuchte die Richtung einzuordnen, aus der die männliche Stimme kam. Dann vernahm sie das Wiehern eines Pferdes. Ihr Schimmel spitzte die Ohren.

Hinter der Wegbiegung sah sie das Unglück. Halb die Böschung hinabgestürzt lag eine Kutsche auf der Seite, davor stapfte ein uniformierter Mann hektisch auf und ab. Das Kutschenpferd versuchte wieder auf die Beine zu kommen und sich von der gebrochenen Deichsel zu befreien.

Zögernd ließ sich Helena aus dem Sattel gleiten und rutschte auf dem nassen Laub bis zur Unglücksstelle hinunter.

»Endlich! Gottlob und Dank!«, entfuhr es dem Mann, als er sie sah. Er war gekleidet in ein dunkelblaues Justaucorps, ein Beamter vermutlich, kein Soldat.

Auf ihre rasche Annäherung reagierte das Kutschenpferd panisch und setzte ausreichend Kräfte frei, um sich aufzurappeln und die Böschung hinaufzugaloppieren. Da scheute ihr eigenes Pferd, angesteckt von dieser Flucht, und noch ehe sich Helena versah, waren beide Tiere auf und davon. Sie verfluchte sich maßlos dafür, angehalten zu haben, doch der flehende Blick des Mannes machte ihr deutlich, wie dringend Hilfe gebraucht wurde.

»Die Fürstin ... bitte, schnell! Hätten wir doch nur einen Vorreiter gehabt. Es ging alles so plötzlich! Das Pferd hat gescheut, und der Wagen kam aus der Spur. Ich konnte

abspringen, aber der Kutscher ...« Der schmalgesichtige Mann bekreuzigte sich in die Richtung, wo man ein Bein unter der Kutsche hervorragen sah. »Ich befürchte, er hat es nicht überlebt.«

Helena atmete tief durch. »Bitte beruhigen Sie sich. Wir müssen die Verletzte aus der Kutsche ziehen!«

Das Unglücksgefährte sah von außen recht unversehrt aus, doch wie schwer mochten die Verletzungen der Fürstin sein? Plötzlich kam es ihr merkwürdig vor, dass sich in dieser schlichten Kutsche eine Fürstin befinden sollte.

Doch sie hatte keine Zeit nachzudenken. Der Mann kletterte auf die Kutsche, und nur einen Augenblick später hatte er die schmale Tür geöffnet. Sein Aufschrei beseitigte jeglichen Zweifel in ihr, helfen zu müssen. Sie kletterte ebenfalls auf das Gefährt, kniete sich hin und mit vereinten Kräften zogen sie die Ohnmächtige aus der Kutsche.

Das Gesicht der älteren Frau war von einer Platzwunde an der Stirn blutverschmiert, die Spur zog sich hinein in die schwarzen Locken der Hochsteckfrisur, über die fülligen Wangen den Hals hinab, bis an die wunderschöne Perlenkette. An der Schulterpartie hatte das glänzende Kleid aus blauem Tuch ebenfalls Blutflecken abbekommen.

Der Mann, von sehniger, aber nicht übermäßig kräftiger Statur, trug die Dame keuchend und schweren Schrittes hinauf auf den Waldweg. Helena lief nebenher und versuchte, sich ein Bild von der Verletzung zu machen. Die Fürstin hielt die Augen geschlossen, aus ihrem Gesicht war jegliche Farbe gewichen.

Sanft bettete der Träger den scheinbar leblosen Körper auf den Erdboden. Sofort kniete sich Helena nieder. Ihre Fingerkuppen berührten die kühle Haut am Hals der Frau. Unvermittelt spürte sie ein schwaches Pochen. Viel zu schwach. Die schmalen Lippen der Verletzten verfärbten sich blau. Intuitiv hielt Helena eine Hand dicht über Mund und Nase. Kein warmer Hauch, der an ihren Fingerspitzen kribbelte; der Brustkorb ohne Bewegung. Helena schickte ein Stoßgebet zum Himmel und beugte den Kopf der Verletzten vorsichtig in den Nacken. Kurz bevor sie ihren Mund auf den der Fürstin legte, sah sie noch einmal zu dem Mann auf.

Der starrte sie entsetzt an. »Was ... was tun Sie da?«

Helena gab keine Antwort. Sie holte tief Luft, legte ihre Lippen auf die der Fürstin und atmete aus, bis sie spürte, dass sich der Brustkorb der Verletzten hob. Helena versuchte es noch einmal. Bitte, bitte ...

Ein Zucken durchlief den Körper der Frau. Helena wich zurück und konnte die Verletzte gerade noch zur Seite drehen, bevor diese zu husten begann und sich erbrach. Noch nie war Helena über einen derartigen Anblick so glücklich gewesen.

»Geschafft!« Sie lehnte sich zurück und strahlte den Mann an.

Dieser bekreuzigte sich und schüttelte fassungslos den Kopf. »Gott bewahre! Was ... was haben Sie da getan? Das ist Zauberei! Grundgütiger!«

Helena ließ die Schultern hängen: »Das ist keine Zauberei, das ist eigentlich ganz einfach. Man kann durch den eigenen Atem zur rechten Zeit wieder Leben spenden und...«

Er unterbrach sie mit erhobener Hand. »Schweigen Sie still! Davon will ich nichts hören! Wer sind Sie überhaupt? Wo kommen Sie her?«

»Ich heiße Helena. Helena Fechtner. Und ich komme ... Nun ... Ich bin auf dem Weg nach Halle.« Sie beugte sich über die schwer atmende Frau, in die zusehends das Leben zurückkehrte. Sie hatte gerade das Leben einer Fürstin gerettet. Doch es keimte kein Stolz in ihr auf, nur Unsicherheit. Sie war doch nur eine einfache Hebamme.

Helena richtete sich auf und klopfte sich das Kleid ab. »Es ist wohl besser, wenn ich jetzt weiterziehe.« Traurig dachte sie an den Verlust ihres bisher so treuen Pferdes und hoffte, es im Laub stbernd hinter der nächsten Wegbiegung aufzufinden.

Der Mann sah sie nachdenklich an. Seine großen Augen wollten nicht so recht zu den asketischen Gesichtszügen und der langen, leicht gekrümmten Nase passen. Sein Blick war freundlich, eigentlich war er ein Mensch von jener Art, den man nur ansehen musste, dass es einem ein Lächeln entlockte. »Warten Sie! Die Fürstin würde mir wohl nicht verzeihen, wenn ich Sie ohne Dank von dannen ziehen ließe. Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Mein Name ist Sebastian von Moltzer, Stiftskanzler. Wir stehen in Ihrer Schuld. Sie werden bei uns im Damenstift etwas zu essen erhalten und, wenn Sie wünschen, auch ein Nachtlager.«

»Damenstift?«, fragte Helena. »Nein, machen Sie sich keine Umstände. Ich habe gerne geholfen und nun muss ich weiter! Zudem möchte ich nicht, dass die Fürstin für mich eine Unterkunft anordnet.«

»Keine falsche Bescheidenheit, bitte!« Der Stiftskanzler lachte. »Außerdem hat das nichts mit Anordnung zu tun. Als Äbtissin des Damenstifts kann sie das höchstselbst entscheiden.«

»Äbtissin? Ich denke, diese Frau ist eine Fürstin? Sie haben es doch selbst gesagt! Oder seit wann tragen btissinnen blauseidene Kleider und Perlen um den Hals?«

»Sie glauben also, ich würde Ihnen falsche Geschichten auftischen?« Sebastian von Moltzer runzelte missbilligend die Stirn. »Ihr Pferd hat sich aus dem Staub gemacht. Wenn Sie alsdann glauben, Ihr Ziel auch zu Fuß zu erreichen, so kann ich Sie nicht daran hindern. Ansonsten bleiben Sie heute Nacht besser bei uns, ich werde jetzt Hilfe holen und morgen früh kümmern wir uns um ein Pferd für Sie.«

Helena rang mit sich. Dieser Sebastian von Moltzer hatte wohl Recht. Es wäre vernünftiger, die Nacht in Sicherheit zu verbringen. Andernfalls müsste sie sich wie Freiwild durch die Wälder schlagen. Zu Fuß, ohne Schutz. Und wenn man ihr im Stift tatsächlich ein Pferd leihen würde, käme sie sicher und gestärkt in Halle an. Aber konnte sie diesem Sebastian vertrauen? Helena richtete ihren Blick auf ihn.

Er hatte sie die ganze Zeit über aufmerksam beobachtet und streckte ihr nun seinen wollenen Umhang entgegen. »Warten Sie hier bitte auf mich. Ich kann die Fürstin nicht alleine zum Stift schaffen. Holen Sie Decken aus der Kutsche und wickeln Sie die Verletzte darin ein. Ich werde ihren Leibarzt zur Hilfe holen.«

»Zu Fuß?«, fragte Helena ungläubig, doch da hatte sich Sebastian bereits auf den Weg gemacht.

»Es bleibt uns keine andere Wahl«, rief er über die Schulter zurück.

Mit einem unbehaglichen Gefühl blieb Helena bei der Fürstin zurück.

Die hoch stehende Mittagssonne machte ihr bewusst, wie lange sie schon auf dem

Baumstumpf kauerte und auf die Rückkehr des Stiftskanzlers wartete. In den vergangenen fünf Stunden hatte sie den Blick nicht von der Wegbiegung genommen. Jetzt füllten sich ihre Augen mit Tränen. Wie hatte sie so töricht sein können?

Der Hunger nagte unerbittlich in ihr. Sie hielt ihre Knie umschlungen und horchte auf das Vogelgezwitscher. Ein Waldkäuzchen schrie auf. Helena befeuchtete ihre Lippen, sammelte den Speichel in ihrem Mund, und dachte beim Schlucken an einen randvollen Becher Wasser. Wäre sie zu Fuß weitergegangen, wäre sie wohl längst an ein Gehöft gelangt, wo sie Hilfe für die Frau gerufen und Unterschlupf bekommen hätte. So saß sie mitten im Wald, den toten Kutscher in der Nähe wissend und die reglos in braune Decken eingehüllte Verletzte neben ihr. Helena beugte sich in kurzen Abständen vor, um den Puls an ihrem Hals zu fühlen. Die Frau war bei Bewusstsein, doch so erschöpft, dass sie nach einem kurzen Öffnen der Augenlider stets wieder einschlief. Es zerriss Helena fast das Herz, nicht mehr für die Frau tun zu können, außer bei ihr zu sitzen und über sie zu wachen.

Da knackten Zweige hinter ihr. Helena fuhr herum und schaute den Waldhang hinauf. Mit Herzklopfen wartete sie darauf, dass Sebastian, obwohl sie ihn aus dieser Richtung eigentlich nicht vermutete, hinter einem der Bäume hervorkam. Es raschelte unter dem dichten Laub. Ein Tier, dachte Helena und ließ vor Enttäuschung ihren Kopf auf die Knie sinken.

Warum nur hatte sie sich auf das Warten hier eingelassen? Woher hatte sie die Sicherheit genommen, sich auf die Worte von Sebastian verlassen zu können?

Ein Schnauben hallte durch den Wald, und Hufschläge ertönten. Als die Kutsche hinter der Wegbiegung hervorkam, winkte ihr Sebastian freudig aufgeregt entgegen.